

FERDINAND DE SAUSSURE

GRUNDFRAGEN DER

ALLGEMEINEN SPRACHWISSENSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON

CHARLES BALLY UND ALBERT SECHENHAYE

UNTER MITWIRKUNG VON

ALBERT RIEDLINGER

ÜBERSETZT VON

HERMAN LOMMEL

2. AUFLAGE

MIT NEUEM REGISTER
UND EINEM NACHWORT VON
PETER v. POLENZ

16

WALTER DE GRUYTER & CO.

VORMALIS C. J. COSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG — J. CUTTENTAG, VERLAGS-
BUCHHANDLUNG — GEORG REIMER — KARL J. TRÜBNER — VEIT & COHM.

BERLIN 1967

Grundriss der Sprachwissenschaft.

9

Kapitel III.

Der Gegenstand der Sprachwissenschaft.

§ 1. Die Sprache; Ihre Definition.

Was ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft — wenn wir ihn vollständig und konkret bestimmen wollen? Diese Frage ist besonders schwierig; wir werden später sehen, warum; wir wollen uns hier darauf beschränken, diese Schwierigkeit begrifflich zu machen.

Andere Wissenschaften befassen sich mit Gegenständen, die von vornherein gegeben sind und die man nacheinander unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten kann. Ganz anders auf unserm Gebiet. Es spricht jemand das französische Wort *nu* aus: ein oberflächlicher Beobachter wäre versucht, darin ein konkretes Objekt der Sprachwissenschaft zu erblicken; aber eine aufmerksamere Prüfung läßt darin nacheinander drei oder vier verschiedene Dinge erkennen, je nach der Art, wie man es betrachtet: als *Laut*, als Ausdruck einer Vorstellung, als Entsprechung des lateinischen *nudum* usw. Man kann nicht einmal sagen, daß der Gegenstand früher vorhanden sei als der Gesichtspunkt, aus dem man ihn betrachtet; vielmehr ist es der Gesichtspunkt, der das Objekt erschafft; und außerdem wissen wir nicht von vornherein, ob eine dieser Betrachtungsweisen den andern vorangeht oder übergeordnet ist. Ferner, für welche man sich auch entscheidet, das sprachliche Phänomen zeigt stets zwei Seiten, die sich entsprechen und von denen die eine nur gilt vermöge der andern. Zum Beispiel:

1. Die Silben, die man artikulieret, sind akustische Eindrücke, die das Ohr aufnimmt, aber die Laute würden nicht existieren ohne die Stimmorgane: so besteht ein *n* nur durch die Entsprechung dieser beiden Seiten. Man kann also die Sprache nicht auf der Laut zurückführen, noch den Laut von der Mundartikulation losstreifen; und entsprechend umgekehrt: man kann die Bewegungen der Sprechorgane nicht definieren, indem man absieht vom akustischen Eindruck (s. S. 441f.).

2. Nehmen wir aber an, der Laut wäre eine einfache Sache: würde dann der Laut die menschliche Rede ausmachen? Nein,

er ist nur das Werkzeug des Gedankens und existiert nicht für sich selbst. Hier tritt eine neue Entsprechung auf, die tiefe und ungelöste Probleme in sich birgt: der Laut, eine zusammengesetzte akustisch-stimmliche Einheit, bildet seinerseits mit der Vorstellung eine zusammengesetzte Einheit, die physiologisch und geistig ist. Und das ist noch nicht alles.

3. Die menschliche Rede hat eine individuelle und eine soziale Seite; man kann die eine nicht verstehen ohne die andere.

Außerdem:

4. In jedem Zeitpunkt begreift sie in sich sowohl ein feststehendes System als eine Entwicklung; sie ist in jedem Augenblick eine gegenwärtige Institution und ein Produkt der Vergangenheit. Es erscheint auf den ersten Blick als sehr einfach, zwischen dem System und seiner Geschichte zu unterscheiden, zwischen dem, was sie ist und was sie gewesen ist; in Wirklichkeit ist die Verbindung, welche diese beiden Dinge eint, so eng, daß man Mühe hat, sie zu trennen. Oder wäre die Frage einfacher, wenn man das Phänomen der Sprache in seinen Ursprüngen betrachtete, wenn man z. B. damit begänne, die Kindersprache zu studieren? Nein, denn es ist eine ganz falsche Vorstellung, daß in sprachlichen Dingen das Problem des Ursprungs verschieden sei von dem der dauernden Zustände; man kommt also aus dem Zirkel nicht heraus.

Von welcher Seite man also die Frage auch angreift, nirgends bietet sich uns der Gegenstand der Sprachwissenschaft als einheitliches Ganzes dar; überall stoßen wir auf dieses Dilemma: entweder halten wir uns an eine einzige Seite jedes Problems und setzen uns der Gefahr aus, die oben bezeichneten Doppelseitigkeiten nicht zu berücksichtigen, oder, wenn wir die menschliche Rede von mehreren Seiten aus zugleich studieren, erscheint uns der Gegenstand der Sprachwissenschaft als ein wirrer Haufen verschiedenartiger Dinge, die unter sich durch kein Band verknüpft sind. Wenn man so vorgeht, tritt man in das Gebiet mehrerer Wissenschaften ein — der Psychologie, Anthropologie, der normativen Grammatik, Philologie usw. —, die wir klar von der Sprachwissenschaft scheiden, die aber vermöge unkorrekter Methode die Sprache als einen ihrer Gegenstände beanspruchen könnten.

Es gibt, unseres Erachtens, nur eine Lösung aller dieser Schwierigkeiten: man muß sich von Anfang an auf das Gebiet der Sprache¹⁾ begeben und sie als die Norm aller andern Äußerungen der menschlichen Rede gelten lassen. In der Tat, unter so vielen Doppelseitigkeiten scheint allein die Sprache eine selbständige Definition zu gestatten, und sie bietet dem Geist einen genügenden Stützpunkt.

Was aber ist die Sprache? Für uns fließt sie keineswegs mit der menschlichen Rede zusammen; sie ist nur ein bestimmter, allerdings wesentlicher Teil davon. Sie ist zu gleicher Zeit ein soziales Produkt der Fähigkeit zu menschlicher Rede und ein inenandergroßen notwendiger Konventionen, welche die soziale Körperschaft getroffen hat, um die Ausübung dieser Fähigkeit durch die Individuen zu ermöglichen. Die menschliche Rede, als Ganzes genommen, ist vielförmig und ungleichartig; verschiedene Gebieten zugehörig, zugleich physisch, psychisch und physiologisch, gehört sie außerdem noch sowohl dem individuellen als dem sozialen Gebiet an; sie läßt sich keiner Kategorie der menschlichen Verhältnisse einordnen, weil man nicht will, wie ihre Einheit abzulösen sei.

Die Sprache dagegen ist ein Ganzes in sich und ein Prinzip der Klassifikation. In dem Augenblick, da wir ihr den ersten Platz unter den Tatsachen der menschlichen Rede einräumen, bringen wir eine natürliche Ordnung in eine Gesamtheit, die keine andere Klassifikation gestattet.

Gegen dieses Klassifikationsprinzip könnte man einwenden, daß die Ausübung der menschlichen Rede auf einer Fähigkeit beruht, die wir von Natur haben, während die Sprache etwas Erworbenes und Konventionelles ist, was der natürlichen Veranlagung untergeordnet werden müßte anstatt ihr übergeordnet zu werden.

Darauf läßt sich folgendes antworten.

¹⁾ Das deutsche Wort „Sprache“ umfaßt die beiden hier unterschiedenen Begriffe *langue* und *langage*. Diese durch „Sprache im sozialen Sinn“ und „Individualsprache“ wiederzugeben, wie es auch geschahen ist, befriedigt nicht. „Sprache“ steht hier etw. und ausschließlich für *langue*, während *langage* durch „(menschliche) Rede“ wiedergegeben wird. Zur Unterscheidung beide Begriffe vgl. im Folgenden besonders S. 161. (Übers.)

Zunächst ist nicht bewiesen, daß die Beteiligung der menschlichen Rede beim Sprechen etwas vollständige Naturliches sei, d. h. daß unser Sprechapparat zum Sprechen gemacht sei wie unsere Beine zum Gehen. Die Sprachforscher sind keineswegs einig darüber. So ist es für Whitney, der die Sprache als eine soziale Institution so gut wie alle andern ansieht, nur Zufall und geschieht nur aus Bequemlichkeitsgründen, daß wir uns der Sprechwerkzeuge als Instrument der Sprache bedienen; die Menschen hätten ebensogut die Geste wählen und sichtbare Bilder an Stelle der hörbaren verwenden können. Diese Behauptung ist zwar sicherlich übertrieben; die Sprache steht als eine soziale Institution nicht in allen Punkten dem andern sozialen Institutionen gleich (s. S. 86f. und 89); ferner geht Whitney zu weit, wenn er sagt, unsere Wahl sei nur zufällig auf die Sprechwerkzeuge gefallen; sie sind sehr wohl in gewisser Weise von der Natur dazu bestimmt. Aber im wesentlichen scheint uns der amerikanische Linguist recht zu haben; die Sprache ist eine Übererbkunft, und die Natur des Zeichens, bezüglich dessen man übererbkommen ist, ist indifferent. Die Frage der Sprechwerkzeuge ist also sekundär beim Problem der menschlichen Rede.

Eine gewisse Definition dessen, was man *langue* *articulée* nennt, könnte diesen Gedanken bestärken. Im Lateinischen bedeutet *articulus* „Glied, Teil, Unterabteilung einer Folge von Dingen“; bei der menschlichen Rede kann die Artikulation bezeichnen entweder die Einteilung der gesprochenen Reihe der Silben oder die Einteilung der Vortellungsreihe in Vortellungsseinheiten; das ist es, was man auf deutlich *gegliederte Sprache*¹⁾ nennt. Indem man sich an diese zweite Definition hält, könnte man sagen, daß es nicht die *gesprochene Rede* ist, was dem Menschen natürlich ist, sondern die *Fähigkeit*, eine Sprache zu schaffen, d. h. ein System unterschiedlicher Zeichen, die unterschiedlichen Vorstellungen entsprechen.

Broca hat entdeckt, daß die Anlage zum Sprechen in der dritten linken frontalen Gehirnhälfte lokalisiert ist; man hat

¹⁾ In dieser vom Verfasser angeführten deutschen Wortverbindung ist „Sprache“ gleich *langue*, im Unterschied von dem sonst hier angewandten Wortgebrauch (*Übers.*).

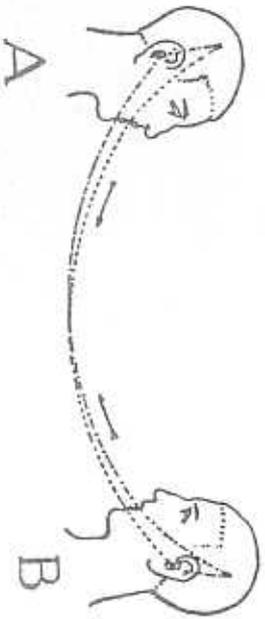
sich auch darauf geeützt, um die menschliche Rede als etwas Natürliches hinzustellen. Aber bekanntlich wurde diese Lokalisation festgesetzt für alles, was sich auf die menschliche Rede bezieht, einschließlich der Schrift, und diese Feststellungen, verbunden mit den Beobachtungen, die angestellt wurden über die verschiedenen Arten der Aphasie durch Verletzung dieser Gehirnzentren, scheinen darauf hinzudeuten: 1. daß die verschiedenen Störungen der mündlichen Rede auf hundertlei Art mit denen der geschriebenen Rede verknüpft sind; 2. daß in allen Fällen der Aphasie oder Agraphie weniger die Fähigkeit, diese oder jene Laute hervorzubringen oder diese und jene Zeichen zu schreiben, gestört ist, als die Fähigkeit, durch irgendein Mittel die Zeichen der regelmäßigen Rede hervorzurufen. Das alles führt uns zu der Ansicht, daß über die Funktionen der verschiedenen Organe hinaus eine allgemeinere Anlage besteht, welche die Zeichen beherrscht und welche die eigentliche Sprachfähigkeit wäre. Und dadurch werden wir zu derselben Schlussfolgerung geführt wie oben.

Um der Sprache den ersten Platz im Studium der menschlichen Rede einzunehmen, kann man endlich noch das Argument geltend machen, daß die Anlage, Wörter zu artikulieren — ob sie naturgegeben sei oder nicht —, nur ausgeübt wird mit Hilfe des Instrumente, das die Gesamtheit geschaffen und zur Verfügung gestellt hat; es ist daher nicht unbegründete Willkür, zu sagen, daß nur die Sprache die Einheit der menschlichen Rede ausmacht.

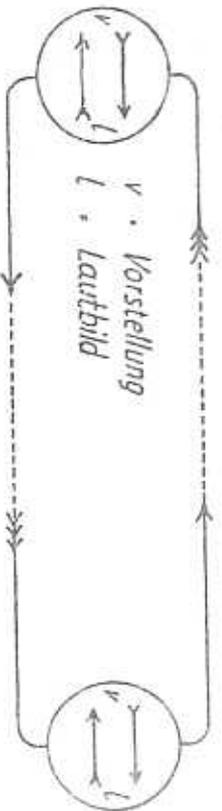
§ 2. Stellung der Sprache innerhalb der menschlichen Rede.

Um festzustellen, welches Gebiet die Sprache in der Gesamtheit der menschlichen Rede einnimmt, muß man sich den individuellen Vorgang vergewissern, welcher den Kreislauf des Sprechens¹⁾ darzustellen gestattet. Dieser Vorgang setzt mindestens zwei Personen voraus; das ist als Minimum erforderlich, damit der Kreislauf vollständig sei. Wir nehmen also an zwei Personen, A und B, welche sich unterreden.

¹⁾ Mit *Sprechen* überwiegen ich den Terminus *parole*.



Der Ausgangspunkt des Kreislaufs liegt im Gehirn des Einen, z. B. A, wo die Bewußtseinsvorgänge, die wir Vorstellungen schlechthin nennen wollen, mit den Vorstellungen der sprachlichen Zeichen oder akustischen Bilder assoziiert sind, welche zu deren Ausdruck dienen. Stellen wir uns vor, daß eine gegebene Vorstellung im Gehirn ein Lautbild auslöst: das ist ein durchaus psychischer Vorgang, dem seinerseits ein physiologischer Prozeß folgt: das Gehirn überträgt dem Sprechorgan einen Impuls, der dem Lautbild entspricht; dann breiten sich die Schallwellen aus vom Munde des A zum Ohr des B hin: ein rein physikalischer Vorgang. Dann setzt sich der Kreislauf bei B fort in umgekehrter Reihenfolge: vom Ohr zum Gehirn, physiologische Übertragung des Lautbildes; im Gehirn psychologische Assoziation dieses Lautbildes mit den entsprechenden Vorstellungen. Wenn B seinerseits spricht, wird dieser neue Vorgang von seinem Gehirn zu dem des A genau denselben Weg zurücklegen und dieselben aufeinanderfolgenden Phasen durchlaufen, was wir folgendermaßen darstellen.



Diese Analyse beansprucht nicht, vollständig zu sein; man könnte außerdem unterscheiden: die rein akustische Wahr-

nehmung, die Identifikation dieser Wahrnehmung mit dem lautentenen Lautbild, das Bild der Bewegungsgefühle bei der Lautgebung usw. Ich habe nur diejenigen Elemente berücksichtigt, die ich für wesentlich halte; aber unsere Figur gestattet, mit einem Blick die physikalischen Bestandteile (Schallwellen) von den physiologischen (Lautgebung und Gehörwahrnehmung) und psychischen (Wortbilder und Vorstellungen) zu unterscheiden. Es ist von entscheidender Wichtigkeit, hervorzuheben, daß das Wortbild nicht mit dem Laut selbst zusammenfällt, und daß es in dem gleichen Maß psychisch ist wie die ihm assoziierte Vorstellung.

Der Kreislauf, wie wir ihn dargestellt haben, läßt sich noch einteilen:

a) in einen äußeren Teil (Schwingung der Laute, die vom Mund zum Ohr gehen) und einen inneren Teil, der alles übrige umfaßt;

b) in einen psychischen und einen nichtpsychischen Teil, wovon der letztere ebensowohl die physiologischen Vorgänge, deren Sitz die Organe sind, umfaßt, wie die physikalischen außerhalb des Individuums;

c) in einen aktiven und einen passiven Teil: aktiv ist alles, was vom Assoziationszentrum der einen zum Ohr der anderen Person geht, und passiv alles, was vom Ohr der letzteren zu ihrem Assoziationszentrum geht;

endlich innerhalb des psychischen Teils, der im Gehör lokalisiert ist, kann man auswendig nennen alles was aktiv ist (e → l), und antunehmend alles, was passiv ist (l → e).

Hinzuzufügen ist noch das Vermögen der Assoziation und Koordination, das sich geltend macht, sobald es sich nicht nur um einzelne Zeichen handelt; diese Fähigkeit spielt die größte Rolle in der Organisation der Sprache als System (vgl. S. 147).

Um aber diese Rolle richtig zu verstehen, muß man weitergehen zu dem sozialen Vorgang; dann die individuelle Bekäftigung ist davon nur der Keim.

Zwischen allen Individuen, die so durch die menschliche Rede verknüpft sind, bildet sich eine Art Durchschnitt aus: alle reproduzieren — allerdings nicht genau, aber annähernd — dieselben Zeichen, die an dieselben Vorstellungen geknüpft sind.

Was ist nun der Ursprung dieser sozialen Kristallisation? Welcher Teil des Kreislaufs hat hieran ursächlichen Anteil? Denn wahrscheinlich nehmen nicht alle gleichermaßen daran teil.

Der physische Teil kann von vornherein ausgeschlossen werden. Wenn wir eine Sprache sprechen hören, die wir nicht verstehen, vernehmen wir zwar wohl die Laute, bleiben aber, eben weil wir nicht verstehen, außerhalb des sozialen Vorganges.

Der psychische Teil ist ebenfalls nicht vollständig daran mitbeteiligt: die ausübende Seite bleibt außer Spiel, denn die Ausübung geschieht niemals durch die Masse; sie ist immer individuell und das Individuum beherrscht sie; wir werden sie das Sprechen (*parole*) nennen.

Vielmehr ist es das Wirken der rezipierenden und koordinierenden Fähigkeit, wodurch sich bei den sprechenden Personen Eindrücke bilden, die schließlich bei allen im wesentlichen die gleichen sind. Wie hat man sich dieses soziale Ergebnis vorzustellen, um damit die Sprache als völlig losgelöst von allem übrigen zu erfassen? Wenn wir die Summe der Wortbilder, die bei allen Individuen aufgespeichert sind, unspannen könnten, dann hätten wir das soziale Band vor uns, das die Sprache ausmacht. Es ist ein Satz, den die Praxis des Sprechens in den Personen, die der gleichen Sprachgemeinschaft angehören, niedergelegt hat, ein grammatisches System, das virtuell in jedem Gehirn existiert, oder vielmehr in den Gehirnen einer Gesamtheit von Individuen; denn die Sprache ist in keinem derselben vollständig, vollkommen existiert sie nur in der Masse.

Indem man die Sprache vom Sprechen scheidet, scheidet man zugleich: 1. das Soziale vom Individuellen; 2. das Wesentliche vom Akzessorischen und mehr oder weniger Zufälligen.

Die Sprache ist nicht eine Funktion der sprechenden Person; sie ist das Produkt, welches das Individuum in passiver Weise einregistriert; sie setzt niemals eine vorherige Überlegung voraus, und die Reflexion ist dabei nur beteiligt, sofern sie die Einordnung und Zuordnung befolgt, von der S. 147f. die Rede sein wird.

Das Sprechen ist im Gegensatz dazu ein individueller Akt des Willens und der Intelligenz, bei welchem zu unterscheiden sind: 1. die Kombinationen, durch welche die sprechende Person den *code* der Sprache in der Absicht, ihr persönliches Denken

auszudrücken, zur Anwendung bringt; 2. der psycho-physische Mechanismus, der ihr gestattet, diese Kombinationen zu äußern.

Es ist zu bemerken, daß wir hier Sachen, nicht Wörter definiert haben; die aufgestellten Unterscheidungen sind daher durch gewisse mehrdeutige Termini, die sich von einer Sprache zur andern nicht decken, nicht gefährdet. So bedeutet deutsch Sprache sowohl „langue“ (Sprache) als „langage“ (menschliche Rede); Rede entspricht eingemeinlich dem „parole“ (Sprechen), fügt dem aber noch den speziellen Sinn von „discours“ hinzu. Lateinisch *sermo* bedeutet eher „langage“ und „parole“, während *lingua* die „Sprache“ (*langue*) bezeichnet, usw. Kein Wort entspricht genau den oben aufgestellten Begriffen. Deshalb ist jede Definition im Hinblick auf Wörter vergeblich; es ist eine verkehrte Methode, von Wörtern auszugehen, um Sachen zu definieren.

Fassen wir die charakteristischen Merkmale der Sprache zusammen:

1. Sie ist ein genau umschriebenes Objekt in der Gesamtheit der verschiedenen gearteten Tatsachen der menschlichen Rede. Man kann sie lokalisieren in demjenigen Teil des Kreislaufs, wo ein Lautbild sich einer Vorstellung assoziiert. Sie ist der soziale Teil der menschlichen Rede und ist unabhängig vom Einzelnen, welcher für sich allein sie weder schaffen noch umgestalten kann; sie besteht nur kraft einer Art Kontrakt zwischen den Gliedern der Sprachgemeinschaft. Andererseits muß das Individuum sie erst erlernen, um das Inneindergreifen ihrer Regeln zu kennen; das Kind eignet sie sich nur allmählich an. Sie ist so sehr eine Sache für sich, daß ein Mensch, der die Sprechfähigkeit verloren hat, die Sprache noch besitzt, sofern er die Lautzeichen versteht, die er vernimmt.

2. Die Sprache, vom Sprechen unterschieden, ist ein Objekt, das man gesondert erforschen kann. Wir sprechen die toten Sprachen nicht mehr, aber wir können uns sehr wohl ihren sprachlichen Organismus aneignen. Die Wissenschaft von der Sprache kann nicht nur der andern Elemente der menschlichen Rede entzogen, sondern sie ist überhaupt nur möglich, wenn diese andern Elemente nicht damit verqu coast werden.

3. Während die menschliche Rede in sich verschiedenartig

ist, ist die Sprache, wenn man sie so abgrenzt, ihrer Natur nach in sich gleichartig: sie bildet ein System von Zeichen, in dem einzig die Verbindung von Sinn und Lautzeichen wesentlich ist und in dem die beiden Seiten des Zeichens gleichmäßig psychisch sind.

4. Die Sprache ist nicht weniger als das Sprechen ein Gegenstand konkreter Art, und das ist günstig für die wissenschaftliche Betrachtung. Obwohl die sprachlichen Zeichen ihrem Wesen nach psychisch sind, so sind sie doch keine Abstraktionen; da die Assoziationen durch kollektive Übereinstimmung anerkannt sind, und ihre Gesamtheit die Sprache ausmacht, sind sie Realitäten, deren Sitz im Gehirn ist. Übrigens sind die Zeichen der Sprache sozusagen greifbar; die Schrift kann sie in konventionellen Bildern fixieren, während es nicht möglich wäre, die Vorgänge des Sprechens in allen ihren Einzelheiten zu photographieren; die Lautgebung eines auch noch so kleinen Wortes stellt eine Unzahl von Muskelbewegungen dar, die schwer zu kennen und abzubilden sind. In der Sprache dagegen gibt es nur das Lautbild, und dieses läßt sich in ein dauerndes visuelles Bild überführen. Denn wenn man von der Menge von Bewegungen absieht, die erforderlich sind, um es im Sprechen zu verwirklichen, ist jedes Lautbild, wie wir schon worden, nur die Summe aus einer begrenzten Zahl von Elementen oder Lauten (Phonemen), die ihrerseits durch eine entsprechende Zahl von Zeichen in der Schrift vergegenwärtigt werden können. Diese Möglichkeit, alles, was sich auf die Sprache bezieht, fixieren zu können, bringt es mit sich, daß ein Wörterbuch und eine Grammatik eine treue Darstellung derselben sein können, indem die Sprache das Depot der Lautbilder und die Schrift die greifbare Form dieser Bilder ist.

Betrachtungsweise uns der Wahrheit näherbringen, indem sie uns zeigt, daß die sprachliche Einheit etwas Doppelseitiges ist, das aus der Vereinigung zweier Bestandteile hervorgeht.

Wir haben S. 14 beim Kreislauf des Sprechens gesehen, daß die im sprachlichen Zeichen enthaltenen Bestandteile alle beide psychisch sind, und daß sie in unserem Gehirn durch das Band der Assoziation verknüpft sind. Diesen Punkt müssen wir im Auge behalten.

Das sprachliche Zeichen vereint in sich nicht einen Namen und eine Sache, sondern eine Vorstellung und ein Lautbild¹⁾. Dieses letztere ist nicht der tatsächliche Laut, der lediglich etwas Physikalisches ist, sondern der psychische Eindruck dieses Lautes, die Gegenwärtigung desselben auf Grund unserer Empfindungswahrnehmungen; es ist sensorisch, und wenn wir es etwa gelegentlich „materiell“ nennen, so ist damit eben das Sensorische gemeint im Gegensatz zu dem andern Glied der assoziativen Verbindung, der Vorstellung, die im allgemeinen mehr abstrakt ist.

Der psychische Charakter unserer Lautbilder wird ganz klar, wenn wir uns selbst beobachten. Ohne die Lippen oder die Zunge zu bewegen, können wir mit uns selbst sprechen oder uns im Geist ein Gedicht vorsagen. Gerade deshalb, weil die Worte der Sprache für uns Lautbilder sind, sollte man nicht von den Lauten als Phänomenen sprechen, aus denen sie zusammengesetzt sind. Denn dieser Ausdruck deutet auf mündliche Sprech-tätigkeit und paßt nur zum gesprochenen Wort, zur Verwirklichung des inneren Bildes in der Rede. Man muß sich stets daran erinnern, daß es sich nur um das innere Bild der lautlichen Erscheinung handelt.

¹⁾ Der Terminus „Lautbild“ könnte vielleicht als zu eng gefaßt erscheinen, weil neben der Vorstellung von dem Laut eines Wortes auch diejenige seiner Artikulation, die Bewegungsgefühle den Lautgebungsaktes bezeichnen. Jedoch ist für F. de S. die Sprache im wesentlichen ein Vorrat, etwas von außen Empfangenes (vgl. S. 16). Das Lautbild ist in erster Linie die natürliche Vorgewenktigung des Wortes als Sprachbestandteil ohne Rücksicht auf die Verwirklichung durch das Sprechen. Die motorische Seite kann also mit inbegriffen sein oder allenfalls eine untergeordnete Stellung im Vergleich zum Lautbild haben. (Die Herausgeber.)

Erster Teil.

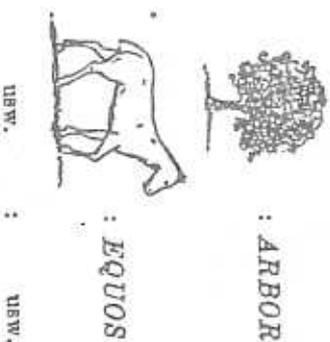
Allgemeine Grundlagen.

Kapitel I.

Die Natur des sprachlichen Zeichens.

§ 1. Zeichen, Bezeichnung, Bezeichnetes.

Für manche Leute ist die Sprache im Grunde eine Nomenklatur, d. h. eine Liste von Ausdrücken, die ebensovielen Sachen entsprechen. Z. B.:

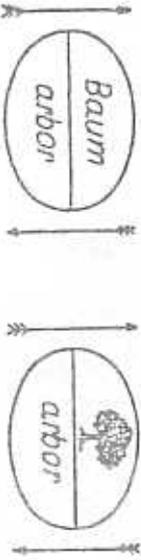


Diese Ansicht gibt in vieler Beziehung Anlaß zur Kritik. Sie setzt fertige Vorstellungen voraus, die schon vor den Worten vorhanden waren (über diesen Punkt siehe weiter unten S. 133); sie sagt uns nicht, ob der Name lautlicher oder psychischer Natur ist, denn erbor kann sowohl unter dem einen als unter dem andern Gesichtspunkt betrachtet werden; endlich läßt sie die Annahme zu, daß die Verbindung, welche den Namen mit der Sache verknüpft, eine ganz einfache Operation sei, was nicht im entferntesten richtig ist. Dennoch kann diese allzu einfache

Das sprachliche Zeichen ist also etwas im Geist tatsächlich vorhanden, das zwei Seiten hat und durch folgende Figur dargestellt werden kann:



Diese beiden Bestandteile sind eng miteinander verbunden und entsprechen einander. Ob wir nun den Sinn des lat. Wortes *arbor* suchen oder das Wort, womit das Lateinische die Vorstellung „Baum“ bezeichnet, so ist klar, daß uns nur die in dieser Sprache geltenden Zuordnungen als angemessen erscheinen, und wir schließen jede beliebige andere Zuordnung aus, auf die man sonst noch verfallen könnte.



Mit dieser Definition wird eine wichtige terminologische Frage aufgeworfen. Ich nenne die Verbindung der Vorstellung mit dem Lautbild das Zeichen; dem üblichen Gebrauch nach aber bezeichnet dieser Terminus im allgemeinen das Lautbild allein, z. B. ein Wort (*arbor* usw.). Man vergißt dabei, daß, wenn *arbor* Zeichen genannt wird, dies nur insoweit gilt, als es Träger der Vorstellung „Baum“ ist, so daß also diese Bezeichnung außer dem Gedanken an den sensorischen Teil den an das Ganze einschließt.

Die Mehrdeutigkeit dieses Ausdrucks verschwindet, wenn man die drei hier in Rede stehenden Begriffe durch Namen bezeichnet, die unter sich in Zusammenhang und zugleich in Gegensatz stehen. Ich schlage also vor, daß man das Wort Zeichen beibehält für das Ganze, und Vorstellung bzw. Lautbild

durch *Bezeichnetes* und *Bezeichnung* (Bezeichnetes) ersetzt; die beiden letzteren Ausdrücke haben den Vorzug, den Gegensatz hervorzuheben, der sie voneinander trennt und von dem Ganzen, dessen Teile sie sind. Für dieses selbst begreifen wir uns mit dem Ausdruck „Zeichen“, weil kein anderer sich dafür finden läßt.

Das so definierte sprachliche Zeichen hat zwei Grundeigenschaften. Indem wir sie namhaft machen, stellen wir die Grundsätze auf für eine jede Untersuchung dieser Art.

§ 2. Erster Grundsatz: Beliebigkeit des Zeichens.

Das Band, welches das Bezeichnete mit der Bezeichnung verknüpft, ist beliebig; und da wir unter Zeichen das durch die assoziative Verbindung einer Bezeichnung mit einem Bezeichneten erzeugte Ganze verstehen, so können wir dafür auch einfacher sagen: das sprachliche Zeichen ist beliebig.

So ist die Vorstellung „Schwester“ durch keinerlei innere Beziehung mit der Lautfolge *Schwester* verbunden, die ihr als Bezeichnung dient; sie könnte ebensowohl dargestellt sein durch irgendeine andere Lautfolge: das beweisen die verschiedenen Sprachen und schon das Vorhandensein verschiedener Sprachen: das Bezeichnete „Ochs“ hat auf dieser Seite der Grenze als Bezeichnung *o-k-s*, auf jener Seite *b-o-f* (toent).

Der Grundsatz der Beliebigkeit des Zeichens wird von niemand bestritten; aber es ist oft leichter, eine Wahrheit zu entdecken, als ihr den gebührenden Platz anzuweisen. Dieser Grundsatz beherrscht die ganze Wissenschaft von der Sprache; die Folgerungen daraus sind unzählige. Allerdings leuchten sie nicht alle im ersten Augenblick mit gleicher Deutlichkeit ein; erst nach mancherlei Umwegen entdeckt man sie und mit ihnen die prinzipielle Bedeutung des Grundsatzes.

Eine Bemerkung nebenbei: Wenn die Wissenschaft der Semnologie ausgebildet sein wird, wird sie sich fragen müssen, ob die Ausdruckformen, die auf völlig natürlichen Zeichen beruhen — wie die Pantomime —, ihr mit Recht zukommen. Und auch wenn sie dieselben mitberücksichtigt, so werden ihr Haupt-

gegenstand gleichwohl die auf die Beliebigkeit des Zeichens begründeten Systeme sein. Tatsächlich beruht jedes in einer Gesellschaft rezipierte Ausdrucksmittel im Grunde auf einer Kollektivgewohnheit, oder, was auf dasselbe hinauskommt, auf der Konvention. Die Höflichkeitssprache z. B., die häufig aus natürlichen Ausdrucksgewöhnen hervorgegangen sind (man denke etwa daran, daß der Chinese seinen Kaiser begrüßt, indem er sich neunmal auf die Erde niederwarf), sind um deswillen doch nicht minder durch Regeln festgesetzt; durch diese Regeln, nicht durch die innere Bedeutsamkeit, ist man gezwungen, sie zu gebrauchen. Man kann also sagen, daß völlig beliebige Zeichen besser als andere das Ideal des semnologischen Verfahrens verwirklichen; deshalb ist auch die Sprache, das reichhaltigste und vorbereitete Ausdruckssystem, zugleich das charakteristischste von allen; in diesem Sinn kann die Sprachwissenschaft Musterbeispiel und Hauptvertreter der ganzen Semnologie werden, obwohl die Sprache nur ein System unter anderen ist.

Man hat auch das Wort Symbol für das sprachliche Zeichen gebraucht, genauer für das, was wir die Bezeichnung nennen. Aber dieser Ausdruck hat seine Nachteile, und zwar gerade wegen unseres ersten Grundsatzes. Beim Symbol ist es nämlich wesentlich, daß es niemals ganz beliebig ist; es ist nicht inhaltlos, sondern bei ihm besteht bis zu einem gewissen Grade eine natürliche Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem. Das Symbol der Gerechtigkeit, die Waage, könnte nicht etwa durch irgend etwas anderes, z. B. einen Wagen, ersetzt werden. Das Wort „beliebig“ erfordert hierbei eine Bemerkung. Es soll nicht die Vorstellung erwecken, als ob die Bezeichnung von der freien Wahl der sprechenden Person abhängige (weiter unten werden wir sehen, daß es nicht in der Macht des Individuums steht, irgend etwas an dem einmal bei einer Sprachgemeinschaft geltenden Zeichen zu ändern); es soll beagen, daß es unmotiviert ist, d. h. beliebig im Verhältnis zum Bezeichneten, mit welchem es in Wirklichkeit keinerlei natürliche Zusammengehörigkeit hat.

Zum Schluß will ich noch zwei Einwände erwähnen, die gegen die Aufstellung dieses ersten Grundsatzes erhoben werden könnten:

1. Man könnte unter Berufung auf die Onomatopoeitika sagen, daß die Wahl der Bezeichnung nicht immer beliebig ist. Aber diese sind niemals organische Elemente eines sprachlichen Systems. Außerdem ist ihre Anzahl viel geringer, als man glaubt. Wörter wie *fovet* (Poische) und *glas* (Totenglocke) können für manches Ohr einen Klang haben, der an sich schon etwas vom Eindruck der Wortbedeutung erweckt. Daß dies aber jenen Wörtern nicht von Anfang an eigen ist, kann man aus ihren lateinischen Ursprungsformen ersehen (*fovet* von lat. *foetus* „Buche“, *glas* = *classium*); der Klang ihrer gegenwärtigen Lautgestalt, in dem man diese Ausdruckskraft zu finden glaubt, ist ein zufälliges Ergebnis ihrer lautgeschichtlichen Entwicklung.

Was die eigentlichen Onomatopoeitika betrifft (von der Art wie *gou-gou* „Gluckgluck, Geräusch beim Einschenken“, *Tick-tack*), so sind diese nicht nur gering an Zahl, sondern es ist auch bei ihnen die Prägung schon in einem gewissen Grad beliebig, da sie nur die annähernde und bereits halb konventionelle Nachahmung gewisser Laute sind (vgl. franz. *onoma* und deutsch *war war*). Außerdem werden sie, nachdem sie einmal in die Sprache eingeführt sind, von der lautlichen und morphologischen Entwicklung orlaßt, welche die andern Wörter erleiden (vgl. engl. *pigeon* von vulgärlat. *piŕiŕiŕi*, das seinerseits von einem onomatopoeitischen Worte kommt): ein deutlicher Beweis dafür, daß sie etwas von ihrem ursprünglichen Charakter verloren und dafür der allgemeinen Natur der sprachlichen Zeichen, die unmotiviert sind, sich angenähert haben.

2. Die Ausrufe, die den Onomatopoeitika sehr nahe stehen, geben Anlaß zu entsprechenden Bemerkungen und gefährden unsere These ebensowenig. Man ist versucht, in ihnen einen spontanen Ausdruck des Sachverhalts zu sehen, der sozusagen von der Natur diktiert ist. Aber bei der Mehrzahl von ihnen besteht ebenfalls kein natürliches Band zwischen Zeichen und Bezeichnetem. Es genügt, unter diesen Gesichtspunkt zwei Sprachen zu vergleichen, um zu erkennen, wie sehr diese Ausdrücke von einer zur andern wechseln (z. B. entspricht deutsch *au!* französisches *awé!*). Außerdem waren viele Aus-

rufe bekanntlich zunächst Wörter von bestimmtem Sinn (vgl. *diabla! mordeu! = mort Dieu* usw.).

Zusammenfassend kann man sagen, die Onomatopoeika und die Ausrufungen sind von sekundärer Wichtigkeit, und ihr aynbolischer Ursprung ist z. T. aufsehbar.

§ 3. Zweiter Grundsatz: der lineare Charakter des Zeichens.

Die Bezeichnung, als etwaes Hörbares, verläuft räumlich. Ist in der Zeit und hat Eigenschaften, die von der Zeit bestimmt sind: a) es stellt eine Ausdehnung dar, und b) diese Ausdehnung ist meßbar in einer einzigen Dimension; we ist eine Linie.

Dieser Grundsatz leuchtet von selbst ein, aber es scheint, daß man bisher verkannt hat, ihn auszusprechen, sicherlich, weil er akbar zu einfach erschien; er ist jedoch grundlegendster Art und seine Konsequenzen unabschätzbar; er ist ebenso wichtig wie das erste Gesetz. Der ganze Mechanismus der Sprache hängt davon ab (vgl. S. 162). Im Gegensatz zu denjenigen Bezeichnungen, die sichtbar sind (mantrale Signale usw.) und gleichzeitige Kombinationen in verschiedenen Dimensionen darbieten können, gibt es für die akustischen Bezeichnungen nur die Linie der Zeit; ihre Elemente treten nacheinander auf; sie bilden eine Kette. Diese Besonderheit stellt sich unmittelbar dar, sowie man sie durch die Schrift vergegenwärtigt und die räumliche Linie der graphischen Zeichen an Stelle der zeitlichen Aufeinanderfolge setzt.

In gewissen Fällen tritt das nicht so klar hervor. Wenn ich z. B. eine Silbe akzentuiere, dann scheint es, als ob ich verschiedene bedeutungsvolle Elemente auf einen Punkt anbrachte. Das ist jedoch nur eine Täuschung; die Silbe und ihr Akzent bilden nur einen einzigen Lautgebungsakt; es gibt keine Zweifelt innerhalb dieses Aktes, sondern nur verschiedene Gegenständlichkeiten zum Vorausgehenden und Folgenden (vgl. darüber S. 156).

Kapitel II.

Unveränderlichkeit und Veränderlichkeit des Zeichens.

§ 1. Unveränderlichkeit.

Wenn die Bezeichnung hinsichtlich der Vorstellung, die sie vertritt, als frei gewählt erscheint, so ist sie dagegen in Beziehung auf die Sprachgemeinschaft, in der sie gebraucht wird, nicht frei, sondern ihr aufgelegt. Die Masse der Sprachgenossen wird in der Wahl der Bezeichnung nicht zu Rate gezogen, und die von der Sprache gewählte Bezeichnung könnte nicht durch eine andere ersetzt werden. Dieser Sachverhalt scheint einem Widerspruch zu enthalten, und es ist daher, als ob zu der Sprache gesagt würde: „Wähle!“ — sogleich aber beigefügt: „Die Zeichen soll es sein und kein anderes.“ Nicht nur ein Individuum wäre aufzufordern, wenn es wollte, die vollzogene Wahl nur im geringsten zu ändern, sondern auch die Masse selbst kann keine Herrschaft nur über ein einziges Wort ausüben; sie ist gebunden an die Sprache so wie sie ist.

Man kann die Sprache also nicht einfach für einen bloßen Kontrakt halten, und es ist besonders lehrreich, das sprachliche Zeichen gerade von dieser Seite aus zu untersuchen; denn wenn man beweisen will, daß ein in einer sozialen Gemeinschaft geltendes Gesetz etwas Feststehendes ist, dem man wirklich unterworfen ist, und nicht nur eine freiwillig übernommene Regel darstellt, so bietet die Sprache das allerüberzeugendste Beweismittel dafür.

In welcher Weise ist nun das sprachliche Zeichen dem Einfluß unseres Willens entzückt, und ferner: welches sind die wichtigsten Folgerungen, die sich daraus ergeben?

In jeder beliebigen Epoche, so weit wir auch zurückgehen mögen, erscheint die Sprache immer als das Erbe der vorangehenden Epoche. Einen Vorgang, durch welchen irgendwenn den Sachen Namen beigelegt, in dem Vorstellungen und Lautbilder einen Pakt geschlossen hätten — einen solchen Vorgang können wir uns zwar begrifflich vorstellen, aber niemals hat man so etwas beobachtet und festgestellt. Der Gedanke, daß so etwas

hätte vor sich gehen können, wird uns nur durch unser ganz belängigtes Gefühl von der Beliebigkeit der Zeichen nahegelegt.

In Wahrheit hat keine Gemeinschaft die Sprache je anders gekannt denn als ein von den früheren Generationen ererbtes Produkt, das man so, wie es war, zu übernehmen hatte. Daher ist die Frage nach dem Ursprung der Sprache nicht so wichtig, wie man im Allgemeinen annimmt. Diese Frage sollte man überhaupt gar nicht stellen; das einzig wahre Objekt der Sprachwissenschaft ist das normale und regelmäßige Leben eines schon vorhandenen Idioms. Der gegebene Zustand einer Sprache ist immer das Erzeugnis historischer Faktoren, und diese Faktoren bieten die Erklärung, warum das Zeichen unveränderlich ist, d. h. jeder willkürlichen Ersetzung widersteht.

Der Umstand, daß die Sprache eine Erbschaft ist, erklärt aber für sich allein noch nichts, wenn man nicht weitergeht. Kann man nicht von einem Augenblick zum andern Veränderungen vornehmen an den Gesetzen, die erbt und zur Zeit in Geltung sind?

Dieser Einwand führt uns darauf, die Sprache in den sozialen Rahmen einzufügen und die Frage so zu stellen, wie man es bei andern sozialen Einrichtungen tun würde. Wie übertragen sich diese? So gestellt, hat die Frage allgemeine Geltung und schließt die Frage nach der Unveränderlichkeit in sich. Es gilt also, zuerst den größeren oder geringeren Grad der Freiheit, die bei den andern Institutionen obwaltet, zu beurteilen; dabei zeigt sich, daß bei jeder derselben ein verschiedener Gleichgewichtszustand zwischen feststehender Tradition und freier Tätigkeit der Gesellschaft besteht. Dann gilt es, zu untersuchen, warum in einer bestimmten Kategorie die Faktoren der ersteren Art denen der zweiten Art an Wirksamkeit überlegen oder unterlegen sind. Endlich wird man, auf die Sprache zurückkommend, sich fragen, warum sie ganz und gar beherrscht wird von der historischen Tatsache der Übertragung, und warum diese jede allgemeine und plötzliche sprachliche Änderung ausschließt.

Bei der Beantwortung dieser Frage könnte man viele Gründe angeben und z. B. sagen, daß die Veränderungen der Sprache nicht an die Abfolge der Generationen geknüpft sind; denn diese hängt in sich keineswegs in der Weise übereinander wie die Schub-

laden eines Möbels, sondern sie mischen sich, durchdringen sich gegenseitig, und in ihnen allen befinden sich Individuen jeden Alters. Man könnte auch an die zur Erlernung der Muttersprache erforderliche geistige Arbeitsleistung erinnern, um daraus auf die Unmöglichkeit einer allgemeinen Umgestaltung zu schließen. Ferner kann man darauf hinweisen, daß die Überlegung bei dem Gebrauch eines Idioms nicht beteiligt ist; daß die Gesetze der Sprache den sprechenden Personen größtenteils nicht bewußt sind; und wenn sie sich darüber nicht Rechenschaft geben, wie könnten sie dieselben umgestalten? Und selbst wenn sie sich ihrer bewußt wären, so müßte man sich gegenwärtig halten, daß die sprachlichen Tatsachen kaum zu Kritik Anlaß geben, insofern nämlich jedes Volk im Allgemeinen mit der Sprache, die es empfangen hat, zufrieden ist.

Diese Überlegungen sind wichtig, aber sie sind nicht entscheidend; größeres Gewicht ist auf die folgenden zu legen, die wesentlich direkter sind, und von denen alle andern abhängen.

1. Die Beliebigkeit des Zeichens. Weiter oben ließ diese uns die theoretische Möglichkeit einer Änderung annehmen; wenn wir tiefer gehen, sehen wir, daß tatsächlich gerade die Beliebigkeit des Zeichens die Sprache vor jedem Bestreben, das auf eine Umgestaltung ausgeht, bewahrt. Selbst wenn die Menge der Sprachgenossen in höherem Grade, als es tatsächlich der Fall ist, sich der sprachlichen Verhältnisse bewußt wäre, so könnte sie dieselben nicht in Erörterung ziehen. Denn es kann etwas nur dann der Diskussion unterstellt werden, wenn es auf einer vernünftigen Norm beruht. Man kann z. B. erörtern, ob die monogamische Ehe vernunftgemäßer ist als die polygamische und für beide Vernunftgründe anführen. Man könnte auch ein System von Symbolen einer Diskussion unterwerfen, weil das Symbol eine rationale Beziehung mit der bezeichneten Sache hat (vgl. S. 80); bezüglich der Sprache jedoch, als eines Systems von beliebigen Zeichen, fehlt eine solche Grundlage, und deshalb fehlt auch für jede Diskussion der feste Boden. Es besteht keinerlei Ursache, *serit vor aister, Oels vor boepf* usw. vorzuziehen.

2. Die große Zahl der Zeichen, die nötig sind, um irgendeine Sprache zu bilden. Die Tragweite dieser Tat-

sache ist beträchtlich. Ein Schriftsystem, das 20—40 Buchstaben umfaßt, könnte, streng genommen, durch ein anderes ersetzt werden. Ebenso wäre es mit der Sprache, wenn sie eine begrenzte Anzahl von Elementen enthielte; aber die sprachlichen Zeichen sind zahllos.

3. Die zu große Kompliziertheit des Systems. Eine Sprache bildet ein System. Wenn sie in dieser Beziehung, wie wir sehen werden, nicht vollkommen beliebig ist, sondern dabei auch gewisse Begründungen herrschen, so ist auch das ein Punkt, wo sich zeigt, daß die Masse der Sprachgenossen nicht befähigt ist, sie umzugestalten, denn dieses System ist ein komplizierter Mechanismus; man kann es nur durch Nachdenken fassen; sogar diejenigen, welche es täglich gebrauchen, haben keine Ahnung davon. Man könnte sich eine solche Umgestaltung nur vorstellen bei Mitwirkung von Spezialisten, Grammatikern, Logikern usw.; aber die Erfahrung zeigt, daß bis jetzt Einmischungen dieser Art keinerlei Erfolg gehabt haben.

4. Das Beharrungstreben der Menge von Sprachgenossen steht sprachlichen Neuerungen im Wege. Wichtiger als das alles ist, daß jedermann jeden Augenblick mit der Sprache zu tun hat; sie ist in einer Masse verbreitet und wird von ihr gehandhabt; sie ist etwas, das alltägliche Individentagen, tagen gebrauchen. In dieser Beziehung ist keine andere Institution mit ihr vergleichbar. Mit den Vorschriften eines Gesetzbuches, mit den Gebrauchen einer Religion, den Signalen einer Flotte usw. hat immer nur eine gewisse Anzahl von Individuen gleichzeitig zu tun und nur während einer begrenzten Zeit; an der Sprache dagegen hat jedermann in jedem Augenblick teil, und daher erfährt sie ohne Unterlaß den Einfluß aller. Diese Haupttatsache genügt, um zu zeigen, wie unmöglich eine völlige Umwälzung wäre. Die Sprache ist von allen sozialen Einrichtungen diejenige, welche am wenigsten zur Initiative Gelegenheit gibt. Sie gehört unmittelbar mit dem sozialen Leben der Masse zusammen, und diese ist natürlicherweise schwerfällig und hat vor allem eine konservierende Wirkung.

Gleichwohl genügt die Feststellung, daß die Sprache ein Produkt sozialer Kräfte ist, nicht dazu, um klar erkennen zu

lassen, daß sie nicht frei ist; man muß im Auge behalten, daß sie jederzeit das Erbe einer vorausgehenden Epoche ist, und außerdem noch sich vorgegenwirkten, daß jene sozialen Kräfte vermöge der Zeit und durch ihren Verlauf wirksam sind. Daß eine wesentliche Eigenschaft der Sprache die Beständigkeit ist, hat seinen Grund nicht nur darin, daß sie in der Gesamtheit verankert ist, sondern auch darin, daß sie in der Zeit steht. Diese beiden Tatsachen sind untrennbar voneinander. Die Freiheit der Wahl wird in jedem Augenblick durch die Übereinstimmung mit der Vergangenheit im Schach gehalten; wir sagen Mensch und Hund, weil man vor uns Mensch und Hund gesagt hat. Betrachtet man jedoch die Sprache als Gesamterscheinung, so besteht gleichwohl ein Zusammenhang zwischen diesen beiden einander widersprechenden Tatsachen: der freien Ubereinkunft, kraft deren die Wahl in das Belieben gestellt ist, und der Zeit, vermöge deren das Ergebnis der Wahl schon festgelegt ist. Gerade deshalb, weil das Zeichen beliebig ist, gibt es für dasselbe kein anderes Gesetz als das der Überlieferung, und weil es auf die Überlieferung begründet ist, kann es beliebig sein.

§ 2. Veränderlichkeit.

Die Zeit, welche die Kontinuität der Sprache gewährleistet, hat noch eine andere Wirkung, die anscheinend der vorigen widerspricht: nämlich daß die sprachlichen Zeichen mehr oder weniger schnell umgestaltet werden, und in einem gewissen Sinn kann man zu gleicher Zeit von der Unveränderlichkeit und von der Veränderlichkeit des Zeichens sprechen¹⁾.

Im letzten Grunde bedingen sich diese beiden Tatsachen gegenseitig: das Zeichen wird umgestaltet, weil es sich ununterbrochen in der Zeit fortpflanzt. Das Vorherrschende bei einer jeden Umgestaltung ist aber, daß die ursprüngliche Materie

¹⁾ Es wäre nicht richtig, hier F. de S. vorzuerwerfen, daß es unlogisch oder paradox sei, wenn er der Sprache zwei widersprechende Eigenschaften beilegt. Durch die zufällige und überraschende Gegenüberstellung dieser beiden Ausdrücke wollte er nur mit Entschiedenheit auf die Wahrheit hinweisen, daß die Sprache sich umgestaltet, ohne daß die Individuen sie umgestalten können. (The Hermspeker.)

dabei fortbesteht; die Abweichung vom Vergangenen ist nur relativ. Insofern also beruht die Umgestaltung auf der ununterbrochenen Fortpflanzung.

Die Umgestaltung in der Zeit hat verschiedene Formen, deren jede den Gegenstand eines wichtigen Kapitels der Sprachwissenschaft ausmachen könnte. Ohne Eingehen auf Einzelheiten sei folgendes als wichtig hervorgehoben.

Zunächst darf kein Mißverständnis bestehen über den Sinn, der hier dem Wort Umgestaltung beigelegt wird. Es könnte den Eindruck erwecken, als handle es sich speziell um phonetische Veränderungen, welche die Bezeichnung erleidet, oder um Veränderungen des Sinnes, welche die bezeichnete Vorstellung betreffen. Diese Anschauung wäre unzureichend. Was auch immer die Faktoren der Umgestaltung sein mögen, ob sie einzeln oder in Verbindung wirken, sie laufen immer hinaus auf eine Veränderung des Verhältnisses zwischen dem Bezeichneten und der Bezeichnung.

Dafür einige Beispiele: das lat. *nectare* „Nücten“ wurde franz. *noyer* „ertränken“. Lautbild und Vorstellung sind beide geändert; aber es führt nicht weiter, wenn man diese beiden Seiten der Erscheinung unterscheidet; vielmehr genügt es, für das Ganze festzustellen, daß das Band zwischen Vorstellung und Bezeichnung gelockert ist, und daß eine Verschiebung ihres Verhältnisses eingetreten ist. Wenn man das klassisch lateinische *nectare* nicht mit dem franz. *noyer*, sondern mit dem vulgärlat. *nectare* des 4. oder 5. Jahrhunderts zusammenstellt, welches „ertränken“ bedeutet, so ist die Sache ein wenig anders; aber auch dann besteht, obwohl keine merkliche Umgestaltung der Bezeichnenden vorliegt, eine Verschiebung der Beziehung zwischen Vorstellung und Bezeichnung.

Ursprüngliches deutsches *drifet* ist im modernen Deutschen zu *Driftel* geworden. In diesem Falle ist zwar die Vorstellung die gleiche geblieben, die Beziehung aber in zweierlei Weise verändert: das Bezeichnende ist modifiziert nicht nur seiner materiellen Gestalt nach, sondern auch in seiner grammatikalischen Form; es enthält nicht mehr die Vorstellung von *Zeit*; es ist ein einfaches Wort. So oder so: es ist immer eine Verschiebung des Verhältnisses.

Im Angelsächsischen ist die vorherirische Form *fōt* „Fuß“ *fōt* geblieben (neuenengl. *foot*), während sein Plural **fōti* „Füße“ *fet* geworden ist (neuenengl. *feet*). Gleichviel, welche Umgestaltungen hier vorgegangen sind, eines steht fest: es besteht eine Verschiebung des Verhältnisses; es haben sich andere Entsprechungen zwischen der lautlichen Masse und der Vorstellung ergeben.

Keine Sprache kann sich der Einflüsse erwehren, welche auf Schritt und Tritt das Verhältnis von Bezeichnetem und Bezeichnendem vorrücken. Das ist eine Folge der Beliebtheit des Zeichens.

Die andern menschlichen Einrichtungen — Sitten, Gesetze usw. — sind alle in verschiedenem Maße auf natürliche Beziehungsverhältnisse der Dinge begründet; bei ihnen besteht eine notwendige Übereinstimmung zwischen den angewandten Mitteln und den beabsichtigten Zwecken. Selbst die Mode, welche unsere Kleidung bestimmt, ist nicht völlig beliebig: man kann von ihr nicht über ein gewisses Maß hinaus abweichen, das von den im menschlichen Körper selbst liegenden Bedingungen bestimmt wird. Die Sprache dagegen ist in keiner Weise in der Wahl ihrer Mittel beschränkt, denn es ist nicht einzusehen, was die Assoziation irgendeiner beliebigen Vorstellung mit einer beliebigen Lautfolge verhindern könnte.

Um deutlich erkennen zu lassen, daß die Sprache lediglich eine Institution ist, hat Whitney mit vollem Recht die Beliebtheit der Zeichen betont; und damit hat er die Sprachwissenschaft auf die richtige Grundlage gestellt. Aber er hat die Sache nicht bis zu Ende gedacht und hat nicht gesehen, daß sich die Sprache durch diese Beliebtheit ganz und gar von allen andern Institutionen unterscheidet. Man erkennt das deutlich an der Art, wie sie sich entwickelt. Das ist ein sehr schwieriger Vorgang: da sie zugleich in der sozialen Gemeinschaft und in der Zeit besteht, kann niemand etwas daran hindern, und andererseits bringt die Beliebtheit ihrer Zeichen theoretisch die Möglichen Materie und den Vorstellungen herzustellen. Daraus ergibt sich, daß diese zwei Elemente, die im Zeichen vereint sind, beide ihr eigenes Leben führen in einem übrigen unbekanntem

Verhältnis, und daß die Sprache sich umgestaltet oder vielmehr entwickelt unter dem Einfluß alles dessen, was entweder auf die Laute oder auf den Sinn einwirken kann. Diese Entwicklung ist unvermeidlich; es gibt kein Beispiel einer Sprache, die ihr widerstande hätte. Nach einer gewissen Zeit kann man überall merkliche Verschiebungen feststellen.

Das ist so richtig, daß dieser Grundsatz sich auch hinsichtlich der künstlichen Sprachen betrifft. Derjenige, welcher eine Sprache schafft, hat sie in der Hand, solange sie noch nicht im Umlauf ist; aber von dem Augenblick an, wo sie ihrer Aufgabe dient und in allgemeinen Gebrauch kommt, entzieht sie sich der Kontrolle. Das Esperanto ist ein Versuch dieser Art; wenn er gelänge, würde es dann jenem unvermeidlichen Gesetz unterliegen? Nach Verlauf einer kurzen Zeit würde die Sprache höchstwahrscheinlich in ihr somnologisches Leben eintreten; sie würde sich fortpflanzen gemäß Gesetzen, die nichts zu tun haben mit ihrer Entstehung aus Überlegungen, und man könnte nicht wieder auf ihren Ursprung zurückkommen. Ein Mensch, der es unternähme, eine unveränderliche Sprache zu schaffen, die die Nachwelt übernehmen müßte so wie sie ist, würde der Henne gleichen, die ein Entenei ausgebrütet hat; die durch ihn einmal geschaffene Sprache würde wohl oder übel fortgerissen durch den Verlauf, der die Entwicklung aller Sprachen bestimmt.

Das ununterbrochene Fortbestehen des Zeichens in der Zeit, das geknüpft ist an die Umgestaltung in der Zeit, ist eine Grundtatsache der allgemeinen Semeologie; Bestimmungen davon könnte man finden in den Schriftsystemen, in der Sprache der Taubstummen usw.

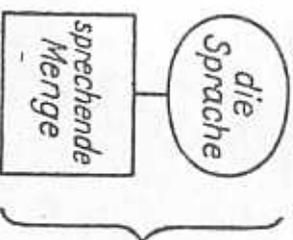
Worauf ist aber die Notwendigkeit der Veränderungen begründet? Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich über diesen Punkt nicht ebenso ausführlich gehandelt habe wie über das Prinzip der Unveränderlichkeit; das hat seinen Grund darin, daß ich die verschiedenen Faktoren der Umgestaltung nicht unterschieden habe; man mußte alle diese mannigfachen Faktoren einzeln ins Auge fassen, um zu entscheiden, bis zu welchem Grade sie notwendig sind.

Die Ursachen der ununterbrochenen Fortdauer ergeben sich dem Beobachter a priori; anders verhält es sich mit den Ur-

sachen der Umgestaltung während der Zeit. Es ist besser, vorläufig auf eine exakte Darstellung derselben zu verzichten und sich darauf zu beschränken, ganz allgemein von der Verschiebung der Beziehungen zu sprechen. Die Zeit ändert alles; es gibt keinen Grund, warum die Sprache diesem allgemeinen Gesetz entzogen sein sollte.

Ich rekapituliere die Stufenfolge der Beweisführung, indem ich mich auf die in der Einleitung aufgestellten Grundsätze beziehe.

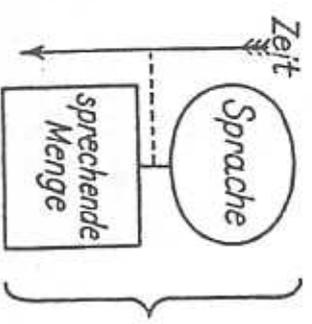
1. Unter Vermeidung fruchtloser Definitionen von Wörtern habe ich zuerst innerhalb der Gesamterscheinung, welche die menschliche Rede darstellt, zwei Faktoren unterschieden: die Sprache und das Sprechen. Die Sprache ist für uns die menschliche Rede abzüglich des Sprechens. Es ist die Gesamtheit der sprachlichen Gewohnheiten, welche es dem Individuum gestatten, zu verstehen und sich verständlich zu machen.



2. Aber diese Definition läßt die Sprache noch außerhalb der sozialen Tatsachen stehen; sie macht daraus etwas Irrtales, weil sie nur eine Seite der Realität umfaßt, nämlich die individuelle Seite; es bedarf einer sprechenden Menge, damit eine Sprache bestehe. Niemals — und dem Anschein zum Trotz — besteht sie außerhalb der sozialen Verhältnisse, weil sie eine semeologische Erscheinung ist. Ihre soziale Natur gehört zu ihrem inneren Wesen. Ihre vollstündige Definition stellt uns vor zwei untrennbaren Dingen, wie das im obigen Schema dargestellt ist.

Unter diesen Verhältnissen wäre die Sprache zwar lebensfähig, aber sie ist noch nicht lebendig; denn wir haben damit nur die Wirklichkeit der sozialen Lage, aber noch nicht die Tatsache der geschichtlichen Entwicklung berücksichtigt.

3. Da das sprachliche Zeichen beliebig ist, scheint es so, als ob die so definierte Sprache ein freies System sei, das der Wille gestalten kann, das einzig von einem rationalen Prinzip abhängt. Ihr sozialer Charakter widerspricht, für sich genommen, einer solchen Betrachtungsweise nicht durchaus. Allerdings bewegt sich die Psychologie der Gemeinschaft nicht auf rein logischem Gebiet; man müßte all das berücksichtigen, was bei den praktischen Beziehungen unter den Menschen dem Rationalen zuwiderkluft. Aber gleichwohl ist es nicht das, was uns verhindert, die Sprache als eine bloße Übereinkunft zu betrachten, die nach dem Belieben der Interessenten umgestaltet werden könnte; es ist die Wirkung der Zeit, die sich mit der Wirkung der sozialen Kräfte vereinigt; außerhalb des zeitlichen Verlaufes wäre die Sprache nichts vollkommen Reales, also auch keine Schlussfolgerung möglich.



Nehmen wir die Sprache innerhalb der Zeit, aber ohne die Masse der Sprechenden — setzen wir also etwa ein isoliertes Individuum voraus, das mehrere Jahrhunderte lang lebt —, so würde man vielleicht gar keine Umgestaltung feststellen können; die Zeit würde dann nicht auf die Sprache einwirken. Umgekehrt, wenn man die Masse der Sprechenden ohne die Zeit berücksichtigt, wenn man die Wirkung der sozialen

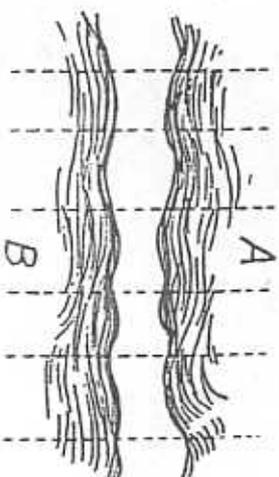
Kräfte, denen die Sprache ausgesetzt ist, nicht erkennen können. Um also etwas Wirkliches und Tatsächliches vor sich zu haben, muß man unserm ersten Schema noch ein Zeichen beifügen, welches den Verlauf der Zeit andeutet.

Dann aber ist die Sprache nicht mehr frei, weil nun die Zeit die Möglichkeit bietet, daß die auf die Sprache einwirkenden sozialen Kräfte auch Wirkungen hervorbringen, und so gelangt man zu der Grundtatsache der Fortdauer, welche die Freiheit aufhebt. Das Fortbestehen aber trägt notwendigerweise die Umgestaltung in sich, eine mehr oder weniger beträchtliche Verchiebung der Beziehungen.

Bestandteile zu berücksichtigen, welche beim Ablauf der Vorgänge im Spiele sind, nämlich die Vorstellungen und die Laute.

Psychologisch betrachtet ist unser Denken, wenn wir von seinem Ausdruck durch die Worte absehen, nur eine gestaltlose und unbestimmte Masse. Philosophen und Sprachforscher waren immer darüber einig, daß ohne die Hilfe der Zeichen wir außerhalb wären, zwei Vorstellungen dauern und klar auseinander zu halten. Das Denken, für sich allein genommen, ist wie eine Nebelwolke, in der nichts notwendigerweise begrenzt ist. Es gibt keine von vornherein feststehenden Vorstellungen, und nichts ist bestimmt, ehe die Sprache in Erscheinung tritt.

Gegenüber diesem vorschwommenen Gebiet würden nun die Laute für sich selbst gleichfalls keine fest umschriebenen Gegenstände darbieten. Die lautliche Masse ist ebensowenig etwas fest Abgegrenztes und klar Bestimmtes; sie ist nicht eine Hohlform, in die sich das Denken einschmiegt, sondern ein plastischer Stoff, der seinerseits in gesonderte Teile zerlegt wird, um Bezeichnungen zu liefern, welche das Denken nötig hat. Wir können also die Sprache in ihrer Gesamtheit darstellen als eine Reihe einander grenzender Unterabteilungen, die gleichzeitig auf dem unbestimmten Feld der vagen Vorstellung (A) und auf dem ebenso unbestimmten Gebiet der Laute (B) eingezeichnet sind; das kann man in ansehender Weise durch folgendes Schema abbilden:



Die Sprache hat also dem Denken gegenüber nicht die Rolle, vermittelst der Laute ein materielles Mittel zum Ausdruck der Gedanken zu schaffen, sondern als Verbindungsgefäß zwischen dem Denken und dem Laut zu dienen, dergestalt, daß deren

Kapitel IV.

Der sprachliche Wert.

§ 1. Die Sprache als in der lautlichen Materie organisiertes Denken.

Um sich zu vergegenwärtigen, daß die Sprache nichts anderes als ein System von bloßen Worten ist, genügt es, die beiden

Verbindung notwendigerweise zu einander entsprechenden Abgrenzungen von Einheiten führt. Das Denken, das seiner Natur nach chaotisch ist, wird gezwungen, durch Gliederung sich zu präzisieren; es findet also weder eine Verstofflichung der Gedanken noch eine Vergeltigung der Laute statt, sondern es handelt sich um die eingetragenen mysteriösen Tatsache, daß der „Laut-Gedanke“ Einteilungen mit sich bringt, und die Sprache ihre Einheiten herausarbeitet, indem sie sich zwischen zwei gestaltlosen Massen bildet. Man stelle sich etwa vor: die Luft in Berührung mit einer Wasseroberfläche; wenn der atmosphärische Druck wechselt, dann löst sich die Oberfläche des Wassers in eine Anzahl von Einteilungen, die Wellen, aus; diese Wellenbildung könnte einen Begriff von der Verbindung des Denkens mit dem Stoff der Laute, von der gegenseitigen Zuordnung beider, geben.

Man könnte die Sprache des Gebiet der Artikulation nennen, indem man dieses Wort in dem S. 12 definierten Sinne nimmt; jeder Bestandteil der Sprache ist ein kleines Glied, ein *articulus*, wo ein Gedanke sich in dem Laut festsetzt, und wo ein Laut das Zeichen eines Gedankens wird.

Die Sprache ist ferner vergleichbar mit einem Blatt Papier: das Denken ist die Vorderseite und der Laut die Rückseite; man kann die Vorderseite nicht zerschneiden, ohne zugleich die Rückseite zu zerschneiden; ebenso könnte man in der Sprache weder den Laut vom Gedanken noch den Gedanken vom Laut trennen; oder es gelänge wenigstens nur durch eine Abstraktion, die dazu führte, entweder reine Psychologie oder reine Phonetik zu treiben.

Die Sprachwissenschaft arbeitet also auf dem Grenzgebiet, wo Elemente von zweierlei Natur sich verbinden; diese Verbindung schafft eine Form, keine Substanz.

Diese Gesichtspunkte werden das S. 79 über die Beliebtheit des Zeichens Gesagte verständlicher machen. Nicht nur sind die beiden Gebiete, die durch die Tatsache der Sprache miteinander verbunden werden, unbestimmt und gestaltlos, sondern auch die Wahl, welche irgendeinen Abschnitt der Lautmasse irgendeiner Vorstellung entsprechen läßt, ist völlig beliebig. Wenn das nicht der Fall wäre, dann würde der Begriff

des Wertes etwas von seiner Eigentümlichkeit verlieren, weil er einen von außen aufgenügten Bestandteil enthielte. In Wirklichkeit aber sind die Werte etwas vollständig Relatives, und eben deshalb ist die Verbindung von Vorstellung und Laut ganz und gar beliebig.

Die Beliebtheit des Zeichens läßt uns auch besser verstehen, warum nur der soziale Zustand ein sprachliches System zu schaffen vermag. Die Gesellschaft ist notwendig, um Werte aufzustellen, deren einziger Daaseingrund auf dem Gebrauch und dem allgemeinen Einverständnis beruht. Das Individuum ist für sich allein außerstande, einen Wert festzusetzen.

Außerdem zeigt uns der so bestimmte Begriff des Wortes, daß es ganz irrig wäre, ein Glied schlechthin als die Einigung eines gewissen Lautes mit einer gewissen Vorstellung zu betrachten. Eine solche Definition würde bedeuten, daß man es von dem System, von dem es ein Teil ist, abtrennt und vereinzelt; würde bedeuten, daß man mit den Gliedern beginnt und durch ihre Summierung das System konstruieren kann, während man im Gegenteil von dem in sich zusammenhängenden Ganzen ausgehen muß, um durch Analyse die Bestandteile zu gewinnen, die es einschließt.

Um diese These zu entwickeln, gehen wir nacheinander aus vom Bezeichneten oder der Vorstellung (§ 2), vom Bezeichnenden (§ 3) und vom Zeichen (§ 4).

Da wir die konkreten Tatsachen oder Einheiten der Sprache nicht direkt fassen können, wollen wir von den Wörtern ausgehen; obwohl diese der Definition der sprachlichen Einheit nicht genau entsprechen (s. S. 125), geben sie davon doch wenigstens einen annähernden Begriff, der den Vorzug hat, konkret zu sein; daher wollen wir sie als Beispiele nehmen, die den wirklichen Gliedern eines synchronischen Systems entsprechen, und die von den Wörtern abgeleiteten Grundsätze werden für die Sprachtatsachen im allgemeinen gültig sein.

§ 2. Der sprachliche Wert, von der Seite der Vorstellung aus betrachtet.

Wenn man von der Geltung eines Wortes spricht, denkt man im allgemeinen und vor allem daran, daß es eine Vorstellung

vorgegenwärtigt, und das ist in der Tat eine der verschiedenen Seiten des sprachlichen Wertes. Wenn das aber der Fall ist, wodurch unterscheidet sich der Wert von dem, was man die Bedeutung nennt? Sind diese beiden Wörter synonym? Wohl kaum; obgleich beides leicht durcheinander gebracht werden könnte, nicht so sehr, weil Geltung und Bedeutung einander nahestehende Ausdrücke sind, sondern vielmehr deshalb, weil der Unterschied zwischen beiden gar nicht so leicht zu fassen ist.

Geltung oder Wert, von der Seite des Vorstellungsinhaltes genommen, ist ohne Zweifel ein Bestandteil der Bedeutung, und es ist schwer, anzugeben, wodurch sich beides unterscheidet, obwohl doch die Bedeutung vom Wert abhängig ist. Gleichwohl ist es notwendig, diese Frage ins reine zu bringen, wenn man nicht die Sprache auf eine bloße Nomenklatur zurückführen will (vgl. S. 77).

Nehmen wir zuerst die Bedeutung, so wie man sie sich vorstellt, und wie wir sie S. 78 dargestellt haben:



Sie ist, wie die Pfeile in der Figur zeigen, nur das Gegenstück zum Lautbild. Es dreht sich alles nur um die Beziehung zwischen Lautbild und Vorstellung innerhalb des Wortes selbst, das dabei als ein selbstständiges, für sich bestehendes Ganzes betrachtet wird.

Man zeigt sich aber noch eine ganz unvorhergesehene Seite der Sache: einerseits nämlich erscheint uns innerhalb des Zeichens die Vorstellung wie das Gegenstück des Lautbildes und andererseits ist das Zeichen selbst, d. h. die Beziehung, welche die beiden Bestandteile verbindet, ebenfalls und ebensosehr das Gegenstück der andern Zeichen der Sprache.

Da die Sprache ein System ist, dessen Glieder sich alle gegenseitig bedingen und in dem Geltung und Wert des einen

nur aus dem gleichzeitigen Vorhandensein des andern sich ergeben, gemäß dem Schema:



wie kommt es da, daß der so definierte Wert sich mit der Bedeutung vermischt, d. h. also mit dem Gegenstück des Lautbildes? Es ist offenbar unmöglich, die Beziehungen, die hier durch wagrechte Pfeile dargestellt sind, denjenigen gleichzusetzen, die oben durch senkrechte Pfeile angedeutet sind. Mit andern Worten — um den Vergleich mit dem Blatt Papier, das zerschnitten wird, wieder aufzunehmen (vgl. S. 134) —: es ist nicht einzusehen, warum die Beziehung, die zwischen den verschiedenen Stücken A, B, C, D usw. festgestellt wird, nicht verschieden sein sollte von denjenigen, welche besteht zwischen der Vorderseite und der Rückseite eines und desselben Stückes, also A/A', B/B' usw.

Zur Antwort auf diese Frage wollen wir zunächst feststellen, daß auch außerhalb der Sprache alle Werte sich von diesem Grundsatz beherrscht zeigen. Sie sind immer gebildet:

1. durch etwas Unähnliches, das ausgewechselt werden kann gegen dasjenige, dessen Wert zu bestimmen ist;
2. durch ähnliche Dinge, die man vergleichen kann mit demjenigen, dessen Wort in Rede steht.

Diese beiden Faktoren sind notwendig für das Vorhandensein eines Wortes. So muß man zur Feststellung des Wertes von einem Fundmarktstück wissen: 1. daß man es auswechseln kann gegen eine bestimmte Menge eiber andern Sache, z. B. Brot; 2. daß man es vergleichen kann mit einem ähnlichen Wert des gleichen Systems, z. B. einem Einmarktstück, oder mit einer Münze eines andern Systems, z. B. einem Franc. Ebenso kann ein Wort ausgewechselt werden gegen etwas Unähnliches: eine Vorstellung; außerdem kann es verglichen werden mit einer Sache gleicher Natur: einem andern Wort. Sein Wort ist also nicht bestimmt, wenn man nur feststellt, daß es ausgewechselt

werden kann gegen diese oder jene Vorstellung, d. h. daß es diese oder jene Bedeutung hat; man muß es auch noch vergleichen mit ähnlichen Werten, mit andern Wörtern, die man daneben setzen kann; sein Inhalt ist richtig bestimmt nur durch die Mitwirkung dessen, was außerhalb seiner vorhanden ist. Da es Teil eines Systems ist, hat es nicht nur eine Bedeutung, sondern zugleich und hauptsächlich einen Wert, und das ist etwas ganz anderes.

Einige Beispiele mögen zeigen, daß es so ist: das franz. *mouton* kann dieselbe Bedeutung haben wie das engl. *sheep*, aber nicht denselben Wert, und das aus mancherlei Gründen, besonders deshalb, weil, wenn von einem Stück Fleisch die Rede ist, das zubereitet und auf den Tisch gebracht wird, das Englische *mutton* und nicht *sheep* sagt. Der Unterschied des Wertes zwischen *sheep* und *mouton* kommt daher, weil das erstere neben sich ein zweites Glied hat, was bei dem franz. Wort nicht der Fall ist.

Innerhalb einer und derselben Sprache begrenzen sich gegenseitig alle Worte, welche verwandte Vorstellungen ausdrücken: Synonyma wie *denken*, *meinen*, *glauben* haben ihren besonderen Wert nur durch ihre Gegenüberstellung; wenn *meinen* nicht vorhanden wäre, würde sein ganzer Inhalt seinen Konkurrenzton zufallen. Umgekehrt gibt es Glieder, die sich durch Berührung mit andern bereichern; z. B. ruht der neue Bestandteil, der bei *décroûti* hinzugetreten ist (*un vieillard décroûti*, vgl. S. 98), von dem danebenstehenden *décroûti* her (*un mur décroûti*). So ist der Wert von jedem beliebigen Glied begrenzt durch das, was es umgibt; das ist sogar bei einem Wort wie „Sonne“ der Fall, dessen Wert erst dann ganz bestimmt ist, wenn man berücksichtigt, was es umgibt; es gibt Sprachen, in denen es unmöglich wäre zu sagen: *š'assacir au soleil* „sich in die Sonne setzen“.

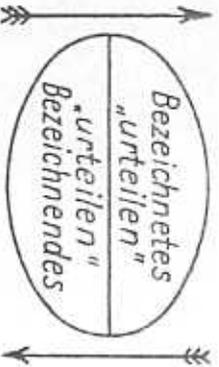
Was von den Wörtern gesagt wurde, findet Anwendung auf jedes beliebige Glied der Sprache, z. B. auf die grammatischen Errechnungen. So deckt sich z. B. der Wert eines deutschen Plurals nicht mit dem eines Plurals im Sanskrit, obwohl die Bedeutung meistens gleich sein wird; das kommt daher, weil das Sanskrit drei Numeri an Stelle von zweien besitzt (*meine Augen, meine Ohren, meine Arme, meine Brüste* usw. während

dort im Dual stehen). Es wäre ungenau, dem Plural im Sanskrit und im Deutschen den gleichen Wert zuzuerkennen, weil das Sanskrit den Plural nicht in allen Fällen anwenden kann, wo es im Deutschen die Regel ist; sein Wert hängt also sehr wohl von dem ab, was außerhalb desselben und rings um ihn herum ist.

Wenn die Wörter die Aufgabe hatten, von vornherein gegebene Vorstellungen darzustellen, hätte jedes hinsichtlich seines Sinnes in einer Sprache wie in allen andern ganz genaue Entsprechungen; das ist aber nicht der Fall. Das Französische sagt ohne Unterschied *lour* (*une maison lour*) da, wo das Deutsche die zwei Ausdrücke „mielen“ und „vermielen“ gebraucht, also besteht kein genaue Entsprechung der Worte. Die Verba *schätzen* und *werten* bieten einen Komplex von Bedeutungen dar, der im Großen und ganzen dem von franz. *estimer* und *juger* entspricht; jedoch stimmt diese Entsprechung nicht in jeder Hinsicht ganz genau.

Die Flexion bietet besonders in die Augen springende Beispiele dar. Die Unterscheidung der Zeiten, die uns so geläufig ist, ist gewissen Sprachen fremd; das Hebräische kennt nicht einmal die doch so grundlegende zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; das Urgermanische hat keine eigene Form für das Futur; wenn man sagt, es gäbe dieses durch das Präsens wieder, dann drückt man sich ungenau aus; denn der Wert eines Präsens ist im Urgermanischen ein anderer als in Sprachen, die ein Futur neben dem Präsens haben. Die slavischen Sprachen unterscheiden regelmäßig zwei Aspekte des Verbums: das Perфектив stellt eine Handlung in ihrer Gesamtheit wie einen Punkt dar, außerhalb des Werdens; das Imperfektiv zeigt sie im Verlauf des Geschehens auf einer Linie der Zeit. Diese Kategorien bezeichnen Deutschen und Franzosen Schwierigkeiten, weil ihre Sprache sie nicht kennt; wenn sie im Voraus bestimmt wären, wäre das nicht der Fall. In allen diesen Fällen stoßen wir also statt auf von vornherein gegebene Vorstellungen auf Werte, die sich aus dem System ergeben. Wenn man sagt, daß sie Begriffen entsprechen, so deutet man damit zugleich an, daß diese selbst lediglich durch Unterscheidungen bestehen, die nicht positiv durch ihren Inhalt, sondern negativ durch ihre Beziehungen zu den andern Gliedern des Systems definiert sind. Ihr

bestimmtestes Kennzeichen ist, daß sie etwas sind, was die andern nicht sind. Daraus läßt sich die wirkliche Geltung des Schemas für das Zeichen erkennen. So besagt:



daß im Deutschen eine Vorstellung „urteilen“ mit einem Lautbild verbunden ist, mit einem Wort: es stellt die Bedeutung dar; aber diese Vorstellung ist, wohlverstanden, nichts Primäres, sondern nur ein Wert, der durch seine Verhältnisse zu andern ähnlichen Werten bestimmt ist, und ohne diese Verhältnisse würde die Bedeutung nicht existieren. Wenn ich schlechthin aussege, daß ein Wort irgend etwas bedeutet, wenn ich mich an die Assoziation von Lautbild und Vorstellung halte, dann vollziehe ich eine Operation, die in einem gewissen Maße richtig sein und eine Vorstellung der Wirklichkeit geben kann, aber keinesfalls drücke ich dann den sprachlichen Sachverhalt seiner Grenzen Wesen und Umfang nach aus.

§ 3. Der sprachliche Wert, von der materiellen Seite aus betrachtet.

Wenn beim Wert die Seite der Bedeutung einzig und allein durch seine Beziehungen und Verschiedenheiten mit andern Gliedern der Sprache gebildet wird, so kann man dasselbe von seiner materiellen Seite sagen. Was bei einem Wort in Betracht kommt, das ist nicht der Laut selbst, sondern die lautlichen Verschiedenheiten, welche dieses Wort von allen andern zu unterscheiden gestatten, denn diese Verschiedenheiten sind die Träger der Bedeutung.

Das könnte vielleicht überraschen; aber wie könnte es in Wahrheit andern sein? Da es kein Lautbild gibt, das besser

als ein anderes dem entspricht, was es auszusagen bestimmt ist, so leuchtet ein, und zwar selbst a priori, daß niemals ein Bruchstück der Sprache letzten Endes auf etwas anderes begründet sein kann als auf sein Nichtzusammenfallen mit allem übrigen. Beliebigkeit und Verschiedenheit sind zwei korrelative Eigenschaften.

Deutlich zeigt sich diese Zusammengehörigkeit von Beliebigkeit und Verschiedenheit bei der Umgestaltung der sprachlichen Zeichen. Gerade weil die Glieder a und b als solche unmöglich bis in das Gebiet des Bewußtseins gelangen können — denn dieses nimmt stets nur die Verschiedenheit a/b wahr —, besteht für jedes dieser Glieder die Freiheit, sich umzugestalten nach Gesetz, die ihrer Bedeutungsfunktion fremd sind. Der lateinische Genetiv Plural *zōn* ist durch kein positives Zeichen charakterisiert (vgl. S. 103); gleichwohl leistet die Formengruppe *zōna*: *zōn* ebenso gute Dienste wie die: *zēna*: *zēnz*, die vorher bestand; das kommt daher, weil einzig und allein die Verschiedenheit der Zeichen im Spiele ist; *zēna* hat einen Wert nur, weil es verschieden ist.

Ein weiteres Beispiel, das noch deutlicher zeigt, inwiefern dieses Zusammenspiel der Verschiedenheiten etwas Systematisches ist: im Griechischen ist *typhn* ein Imperfekt und *tytōn* ein Aorist, obwohl beide ganz gleich gebildet sind; das kommt daher, daß das erstere dem System des Indikativ-Präsens *phōmōs* „ich sage“ angehört, während es kein Präsens **stēmō* gibt; aber gerade die Beziehung *phōmōs—tytōn* entspricht der Beziehung zwischen dem Präsens und dem Imperfekt (vgl. *dektōmō* und *edektōnō* usw.). Diese Zeichen wirken und gelten also nicht vermöge eines in ihnen selbst enthaltenen Wertes, sondern ihre Geltung beruht auf ihrer gegenseitigen Stellung.

Übrigens ist es unmöglich, daß der Laut an sich, der nur ein materielles Element ist, der Sprache angehören könnte. Er ist für sie nur etwas Sekundäres, ein Stoff, mit dem sie umgeht. Die konventionellen Werte haben es alle an sich, daß sie nicht zusammenfallen mit dem greifbaren Gegenstand, der ihnen als Stütze dient. So ist es nicht das Metall eines Goldstückes, das seinen Wert bestimmt; es ist mehr oder weniger wert in der oder jener Prägung, mehr oder weniger diesseits oder jenseits

einer politischen Grenze, und das gilt erst recht von dem bezeichnenden Element in der Sprache; seinem Wesen nach ist es keineswegs lautlich, es ist unkörperlich, es ist gebildet nicht durch seine stoffliche Substanz, sondern einzig durch die Verschiedenheiten, welche sein Lautbild von allen andern trennen.

Dieser Grundsatz ist so wesentlich, daß er auf alle materiellen Bestandteile der Sprache Anwendung findet; noch auf die Phoneme selbst. Jedes Idiom setzt seine Wörter auf Grund eines Systems von Lautelementen zusammen, deren jedes eine klar abgegrenzte Einheit darstellt und deren Zahl völlig bestimmt ist. Was diese charakterisiert, ist also nicht, wie man glauben könnte, die ihnen eigentümliche positive Qualität, sondern schlechthin die Tatsache, daß sie unter sich nicht zusammenfließen. Die Phoneme sind in erster Linie Dinge, die einander entgegengesetzt, relativ und negativ sind.

Der Beweis dafür ist der Umstand, daß die Individuen bei der Aussprache der Laute einen gewissen Spielraum haben, wobei aber innerhalb der Grenzen dieses Spielraumes die Laute doch voneinander unterschieden bleiben. Daß z. B. im Französischen nach allgemeinem Brauch das r mit dem Zäpfchen gesprochen wird, hindert nicht, daß viele Laute es doch rollen; die Sprache gerät dadurch nicht in Verwirrung; sie erfordert nur Verschiedenheit und verlangt nicht, wie man es sich vorstellen könnte, daß der Laut eine unveränderliche Qualität habe. Ich kann sogar das französische r wie deutsches ch in Bach, doch usw. aussprechen, während ich im Deutschen nicht r für ch anwenden könnte, weil diese Sprache beide als Elemente anerkennt und sie unterscheiden muß. Ebenso gibt es im Russischen keinen Spielraum von t zu t' hin (palatalisiertes t), weil das Ergebnis wäre, daß zwei durch die Sprache differenzierte Laute zusammengeworfen würden (vgl. *govort'* „sprechen“ und *govort'* „er spricht“). Dagegen kann es dort einen Erdberrn Spielraum von t zu th hin (aspiriertes t) geben, weil dieser Laut nicht im Lautsystem des Russischen vorgesehen ist.

Da man die gleichen Verhältnisse in einem andern Zeichensystem, nämlich dem der Schrift, feststellen kann, nehmen wir dieses als Vergleichspunkt zur Aufklärung dieser Frage. In der Tat sind

1. die Schriftzeichen beliebig; keinerlei innere Beziehung besteht z. B. zwischen dem Buchstaben t und dem Laut, den er bezeichnet.
2. Der Wert der Buchstaben ist lediglich negativ und differenziell; so kann ein und derselbe Mensch das t mit Abweichungen schreiben, wie die folgenden



Das einzig Wesentliche ist, daß dieses Zeichen in seiner Handschrift nicht mit demjenigen von l, d usw. zusammenfließt.

3. In der Schrift hat etwas Geltung — also Wert — nur dadurch, daß es andern Werten innerhalb eines bestimmten Systems gegenübersteht, das durch eine bestimmte Anzahl von Buchstaben gebildet wird. Dieser Umstand ist mit dem zweiten nicht gleicher Art, aber eng mit ihm verbunden, weil beide vom ersten abhängen. Da das graphische Zeichen beliebig ist, so liegt nicht viel an seiner Form, oder vielmehr ist diese nur innerhalb der von dem System gezogenen Grenzen von Bedeutung.

4. Das Material, mit dem die Zeichen hervorgebracht werden, ist gänzlich gleichgültig, denn es berührt das System nicht (auch das ergibt sich aus Punkt 1); ob ich die Buchstaben weiß oder schwarz schreibe, verliert oder erbt, mit einer Feder oder einem Meißel, das ist für ihre Bedeutung gleichgültig.

§ 4. Das Zeichen als Ganzes betrachtet.

Alles Vorausgehende läuft darauf hinaus, daß es in der Sprache nur Verschiedenheiten gibt. Mehr noch: eine Verschiedenheit setzt im allgemeinen positive Einzelglieder voraus, zwischen denen sie besteht; in der Sprache aber gibt es nur Verschiedenheiten ohne positive Einzelglieder. Ob man Bezeichnungen oder Bezeichnendes nimmt, die Sprache enthält weder Vorklängen noch Laute, die gegenüber dem sprachlichen System präexistent wären, sondern nur begriffliche und lautliche Verschiedenheiten, die sich aus dem System er-

geben. Was ein Zeichen an Vorstellung oder Lautmaterial enthält, ist weniger wichtig als das, was in Gestalt der andern Zeichen um dieses herum gelagert ist. Der Beweis dafür ist, daß der Wert eines Gliedes verändert werden kann, ohne daß sein Sinn oder seine Laute in Mitleidenschaft gezogen würden, einzig und allein durch den Umstand, daß irgendein benachbartes Glied eine Umgestaltung erfahren hat (vgl. S. 138).

Aber der Satz, daß in der Sprache alles negativ sei, gilt nur vom Bezeichneten und der Bezeichnung, wenn man diese besonders betrachtet: sowie man das Zeichen als Ganzes in Betracht zieht, hat man etwas vor sich, das in seiner Art positiv ist. Ein sprachliches System ist eine Reihe von verschiedenen Zeichen des Lautlichen, die verbunden sind mit einer Reihe von Verschiedenheiten der Vorstellungen; aber dieses In-Beziehung-Setzen einer gewissen Zahl von lautlichen Zeichen mit der entsprechenden Anzahl von Absehniten in der Masse des Denkens erzeugt ein System von Werten. Nur dieses System stellt die im Innern jedes Zeichens zwischen den lautlichen und psychischen Elementen bestehende Verbindung her. Obgleich Bezeichnetes und Bezeichnung, jedes für sich genommen, lediglich differentiell und negativ sind, ist ihre Verbindung ein positives Faktum. Und zwar ist das sogar die einzige Art von Tatfachen, die in der Sprache möglich sind, weil gerade dies das besondere Wesen der Sprache ist, daß sie den Parallelismus zwischen diesen beiden Arten von Verschiedenheiten aufrecht erhält.

Gewisse diachronische Tatsachen sind in dieser Hinsicht sehr beachnend: es sind die zahllosen Fälle, wo die Veränderung der Bezeichnung eine Veränderung der Vorstellung mit sich bringt, und wo man sieht, daß im Grunde die unterschiedenen Vorstellungen der Summe der unterschiedenen Zeichen entsprechen. Wenn zwei Glieder infolge lautlicher Veränderung zusammenfließen (z. B. *décrit* = lat. *dēcriptus* und *décrit* von lat. *cripsit*), dann neigen auch die Vorstellungen dazu, in einander zu fließen, wenigstens sofern sie Gehörtheit dazu haben. Gibt es nun auch Differenzierung bei einem einzigen Glied (z. B. *clair* und *chair*)? Eine Verschiedenheit möglicherweise entstanden, auch englisch und natürlicherweise dazu,

bedeutungsvoll zu werden, ohne jedoch immer und im ersten Augenblick mit dieser Tendenz Erfolg zu haben. Umgekehrt sucht jede Verschiedenheit der Vorstellung, die der Geist wahrnimmt, in unterschiedenen Bezeichnungen zum Ausdruck zu kommen, und zwei Vorstellungen, die der Geist nicht mehr unterscheidet, trachten, in der gleichen Bezeichnung zusammenzufallen.

Sobald man die Zeichen, als positive Glieder, miteinander vergleicht, handelt es sich um eine Verschiedenheit ganz anderer Art, bei der es nicht auf die Andersartigkeit ankommt, wie bei dem Unterschied von zwei Lautbildern, etwa *père* und *mère*, oder auch von zwei Vorstellungen, wie „Vater“ und „Mutter“; sondern bei den sprachlichen Zeichen, die aus Bezeichnetem und Bezeichnung bestehen, kommt es auf ihre gegenseitige Sondernung und Abgrenzung an. Nicht daß eines anders ist als das andere, ist wesentlich, sondern daß es neben allen andern und ihnen gegenüber steht. Und der ganze Mechanismus der Sprache, von dem weiter unten die Rede sein wird, beruht auf Gegenüberstellungen dieser Art und auf den Laut- und Vorstellungsverschiedenheiten, welche diese in sich schließen.

Was von Wert gilt, gilt auch von der Einheit (vgl. S. 131). Diese ist ein Bruchstück der gesprochenen Reihe, das einer gewissen Vorstellung entspricht; das eine und das andere ist lediglich differentieller Natur.

Mit Anwendung auf die Einheit kann man den Grundsatz der Differenzierung folgendermaßen formulieren: Die charakteristischen Eigenheiten der Einheit fließen mit der Einheit selbst zusammen. In der Sprache wird, wie in jedem semeologischen System, ein Zeichen nur durch das gebildet, was es Unterscheidendes an sich hat. Nur die Besonderheit gibt das Merkmal ab, wie sie auch den Wert und die Einheit bildet.

Eine andere überraschende Folgerung dieses Grundsatzes ist die: Was man im allgemeinen eine „grammatische Tatsache“ nennt, entspricht letzten Endes der Definition der Einheit, denn es drückt immer eine Gegenüberstellung von Gliedern aus; nur ist diese Art der Gegenüberstellung besonders bedeutungsvoll, z. B. die Bildung des Plurals im Deutschen vom Typus

Nacht: *Nächte*. Jedes der in dem grammatischen Faktum gegenwärtigen Glieder (der Singular ohne Umlaut und ohne Schluß-*e*, gegenübergestellt dem Plural mit Umlaut und -*e*) kommt seinerseits zustande durch ein ganzes Spiel von Entgegensetzungen innerhalb des Systems; für sich allein genommen ist weder *Nacht* noch *Nächte* irgend etwas: also ist die Gegenüberstellung alles. Mit andern Worten: man kann das Verhältnis von *Nacht* zu *Nächte* durch eine algebraische Formel ausdrücken: a/b , wobei a und b keine einfachen Glieder sind, sondern jedes derselben durch ein Ineinandergreifen von Beziehungen entsteht. Die Sprache ist sozusagen eine Algebra, die nur komplexe Termini enthält. Unter den Gegenüberstellungen, die sie umfaßt, gibt es solche, die bedeutungsvoller sind als andere; aber Einheit und grammatische Tatsache sind nur verschiedene Ausdrücke, um verschiedene Ansichten der gleichen allgemeinen Erscheinung zu bezeichnen, nämlich des Zusammenspiels der sprachlichen Gegenüberstellungen. Das ist so richtig, daß man sehr wohl das Problem der Einheiten behandeln könnte, indem man mit den grammatischen Kategorien begänne. Ausgehend von einer Gegenüberstellung wie *Nacht*: *Nächte* würde man sich fragen: Welches sind die Einheiten, die bei dieser Gegenüberstellung im Spiele sind? Sind es nur diese beiden Wörter oder die ganze Reihe ähnlicher Wörter? oder etwa a und b ? oder alle Singulare und alle Plurale? usw.

Einheit und grammatische Erscheinung würden nicht zusammenfließen, wenn die sprachlichen Zeichen durch etwas anderes als durch Verschiedenheiten gebildet wären. Wie die Sprache nun aber einmal ist, kann es in ihr, von welcher Seite man auch an sie herantritt, nichts Einfaches geben; überall und immer dieses selbe beziehungsreiche Gleichgewicht von Gliedern, die sich gegenseitig bedingen. Mit andern Worten: die Sprache ist eine Form und nicht eine Substanz (vgl. S. 134). Man kann sich diese Wahrheit nicht genug vergegenwärtigen, denn alle Irrtümer unserer Terminologie, alle Unrichtigkeiten der Beschreibung in sprachlichen Dingen kommen von der unwillkürlichen Annahme, daß bei dem Phänomen der Sprache eine Substanz vorhanden wäre.